



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

5.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

5.

Acht Jahre sind über den Lindenhof dahingerauscht. Die alte Mutter schlummert schon auf dem Dorfkirchhofe unter dem grünen Rasen. An ihrer Statt führt eine ältere alleinstehende Rufine Bernds das Hauswesen. Bernd selbst ist ein ernster, fast finsterner Mann geworden, und manch silberschimmerndes Fädchen hat die Zeit unter sein dichtes, dunkles Haupthaar gewoben. Seinem Antrage auf Scheidung der Ehe ist damals stattgegeben worden. Als ihm die Urkunde zugestellt wurde, hat er aufgelacht. Der Dora hat er ja die Freiheit wiedergegeben. Gehört hatte er in all der langen Zeit nichts mehr von ihr. Es war ihm auch gleich, unter welchen Verhältnissen und wo sie ihr Leben fortsetzte. —

Heut ist ein prächtiger, sonniger Oktobertag. Die Felder sind zum größten Teil bereits abgeerntet, nur hier und da sieht man noch eine kleine Gruppe von Menschen bei der Kartoffelernte. Fröhliche Kinder springen dort scherzend und lachend um schwelende Feldfeuer.

Bernd kommt von einem Gange aufs Feld zurück, wo die Knechte mit Pflügen und Säen beschäftigt sind. In der breiten Hofpforte trifft er mit seinem kleinen Sohne Franz zusammen, der, den Schultornister auf dem Rücken, vom Dorfe heraufkommt. Düster und bedrückt erscheint dem Vater das sonst so lebhaftes Wesen des Knaben.

„Nun, Franz, hat's in der Schule Prügel gegeben?“ fragt Bernd stehenbleibend, die Hand unter des Knaben Kinn legend.

Frei blickt das Kind zu ihm auf. „Nein, in der Schule gab's keine Prügel, aber ich habe welche ausgeteilt, dem Müllers Joseph!“

„Warum denn das?“ fragt der Vater unwillig weiter.

„Wir bekamen Streit auf dem Heimwege, und da sagte er . . .“

„Nun, was sagte er denn?“

„Meine Mutter wäre dir ausgerissen, sagte er, und es ist doch nicht wahr,“ der Zorn leuchtet aus des Kindes Augen, und die Wangen färben sich rot.

In der Brust des harten Mannes wühlt der Schmerz aufs neue, und feucht steigt es in seinen Augen auf. Er erkennt nun, daß er seinem Sohne einst die volle Wahrheit wird sagen müssen. Jetzt aber steht vor ihm noch ein Kind, das nicht fähig ist, die Tatsachen in ihrer Wirklichkeit zu erfassen.

„Und es ist doch nicht wahr, Vater?“ fragt der Kleine wieder.

„Nein, Franz,“ entringt es sich stöhnend seiner Brust, „sie ist gestorben.“

„Das sagte ich ihm auch, und da sagte mir der Müllers Joseph: Zeig' mir das Grab.“

Ein Stich fährt dem Manne durchs Herz bei dieser Logik der Kinder. Aber er muß ja die Wahr-

heit noch verhüllen, und so antwortet er: „Nicht hier auf unserem Kirchhofe ist ihr Grab, sondern weit fort von hier, wo sie gestorben ist.“

Froh leuchtet es über des Knaben Gesicht: „Wenn ich das doch gewußt hätte. — Ich glaube es, Vater!“

„So komm mit ins Haus, Franz!“

Ernst und gedrückt, aufs neue vom Schmerz getroffen, folgt Bernd dem munter voranspringenden Kleinen, der ja noch keine Ahnung hat von dem Weh und Leid seines geliebten Vaters. Ach, wenn ihm die Wahrheit immer erspart bleiben könnte! —

Am Nachmittag geht der kleine Franz mit seinem Drachen hinaus. Etwa einen Büchschuß vom Hofe entfernt, liegt eine große Wiese, begrenzt von einer kleinen Fichtenwaldung, die wiederum an die zur Stadt führende Straße stößt. Hier ist's, wo der Knabe fast alltäglich in der letzten Zeit seinen Drachen steigen läßt. Dicht am Rande des Fichtenwäldchens hat er sich ins Gras gelegt. Die Schnur in der Hand, starrt er mit leuchtenden Augen hinauf zu seinem Luftvogel und träumt und sinnt und wünscht, wie dieser hoch oben in der sonnigen Bläue schweben und in das weite Land hineinschauen zu können.

Von der Landstraße kommend, geht eine Frauengestalt an dem Fichtenwäldchen entlang auf die Wiese zu. Schleppend und müde ist der Gang, ein dicker Tuchmantel ist um die Glieder geschlagen. Unstet, mit

einem seltsamen Glanze blicken die tief in den Höhlen liegenden Augen.

Jetzt ist die Frau am Ende des Gehölzes, in der Nähe der Wiese, angekommen. Erschöpft lehnt sie sich an einen Baumstamm, mit dem Taschentuche nach dem Munde fahrend, den Husten und das rasche Atmen zu dämpfen. Dann erhebt sie wieder die Augen, und ein Ausdruck von Sehnsucht und Schmerz wird in den bleichen Zügen sichtbar. Unverweilt hängen ihre Blicke an dem stattlichen Lindenhofe, der nun in voller Ausdehnung, schmuck und sauber im Herbstsonnenschein vor ihr liegt. Eine Weile steht sie so schauend und betrachtend. Dann schweifen die Augen über die Felder und über die Wiese, und sie treffen den im Grase liegenden Knaben, der immer noch zu seinem Drachen aufblickt. Ein Zittern befällt den schwachen Körper, aber mit sichtlichem Gewalt unterdrückt die Frau jede Erschlaffung. So betritt sie die Wiese.

Franz schreckt auf aus seinen kindlichen Träumereien. Auf's höchste verwundert sieht er eine fremde Frau mit langsamen Schritten auf sich zukommen.

„Hab' ich dich erschreckt, Kleiner?“ fragt die Frau mit heiserer Stimme. „Sei nicht ängstlich, ich tue dir nichts zuleide. — Ach, ich bin ja so krank!“

„Soll ich Hilfe vom Hofe dort holen?“ fragt der Knabe entschlossen.

„Nein, nein,“ wehrt sie, „nur etwas fragen möchte ich dich. Aber niederlassen muß ich mich etwas, das Stehen fällt mir so schwer.“

Und die todesmüde Frau sinkt auf dem weichen Grasboden in die Knie und blickt dem vor ihr stehenden Knaben forschend ins Gesicht.

„Gehörst du hier zum Lindenhofe?“ fragt sie dann nach einem Weilchen.

„Ja,“ nickt der Knabe, sie unverweilt anschauend.

„Wie heißt du denn?“

„Franz Meier!“

Ein Leuchten huscht über das bleiche Gesicht. „Dachte ich mir's doch. Sein Sohn und mein Sohn. — Franz, mein lieber Franz, komm, setze dich zu mir, ich bin — —“, hastig bricht sie ab, wie ein feuchter Schimmer legt es sich um ihre Augen. Sie verschweigt das Wort „Mutter“. Sie weiß ja nicht, welchen Glauben das Kind von seiner Mutter hat, und den will sie ihm nicht zerstören. Niemals ist die Mutterliebe in ihr so lebendig gewesen wie in den letzten Tagen. Sie fühlt ja längst, daß es mit ihrem Leben zu Ende geht. Aber die Mutterliebe hat sie getrieben, die Stätte aufzusuchen, wo ihr Kind lebt.

Scheu ist der Knabe bei den letzten Worten der Frau einige Schritte zurückgetreten. Es wird ihm so eigen. Hätte er nur seinen Drachen in Sicherheit, vielleicht wäre er schon davongelaufen. So aber fragt er endlich: „Wer seid Ihr denn, Frau?“

„Ich bin eine arme, unglückliche Frau, Kind.“

Das Kind erkennt nicht den Schmerz, der aus diesen Worten der Frau spricht.

„Lebt dein Vater noch?“ fragt sie dann weiter.

„Ja, er ist auf dem Hofe.“

„Und deine Mutter?“ forscht sie dann.

„Die ist schon lange tot. Als ich noch klein war, ist sie gestorben. Weit weg von hier ist ihr Grab, das sagte der Vater heute vormittag noch.“

„Dann spricht dein Vater noch oft von deiner Mutter?“

„Das nicht,“ plaudert der Kleine nun arglos weiter, „aber ich hatte heute morgen Streit mit dem Müllers Joseph, der sagte, meine Mutter wäre meinem Vater ausgerissen. Und das ist nicht wahr. Ich habe darauf den Vater gefragt, der sagte, sie ist gestorben und weit von hier begraben.“

„Ja, ja, so soll's sein,“ spricht die Frau kaum hörbar. Dann sinnt sie ihren Gedanken nach, während der Knabe sie fortwährend betrachtet.

Als die Bilder der Vergangenheit treten nun wieder vor ihre Augen. Ihr Brautstand — ihre Hochzeit — ihre Ehe — das Erntefest im Krug — ihre Flucht — Bernd in Hannover — Scheder — ihr ferneres Leben — und nun steht sie vor dem Tode. Was Wunder, daß sie das mit Blut gefleckte Taschentuch vor's Gesicht preßt, um das Schluchzen, das Weinen ums verlorene Glück, zu ersticken. Wohl verbirgt sie dem Auge des Kindes ihre Tränen, aber ein heftiger Hustenanfall erschüttert aufs neue ihre Gestalt. Am liebsten möchte sie sich auf dem grünen Rasen nieder-

legen zum Sterben, aber diese Schmach will sie ihrem Kinde und Bernd doch ersparen. Wenn sie nur wieder bis zur Bahn kommt, dann ist's genug. Und mühsam richtet sie sich auf. Noch einmal wirft sie einen Blick voll Wehmut und Schmerz nach dem stattlichen Gehöft hinauf, als sei es ein Abschiedsgruß, dann richtet sie ihre müden Augen wieder auf den Knaben.

„Nun muß ich heimkehren, es ist Zeit. — Leb wohl, mein lieber Franz.“

Zitternd reicht sie dem Kinde die fieberheiße Hand, die es hastig ergreift.

„Bete für deinen Vater und besonders für deine Mutter!“

„Ja, das tue ich!“

Franz schaut mit stieren Augen der dahinschleichenden Frau nach, bis sie hinter dem Gehölz verschwindet. Dann zieht er seinen Drachen aus der Luft herab und eilt zum Hofe zurück.

„Wo ist der Vater?“ fragt er, fast atemlos vom eiligen Lauf.

„Der ist noch ins Dorf. Er kommt aber bald zurück,“ antwortet ihm die Wirtschafterin.

Die Dämmerung ist bereits hereingebrochen, als Bernd zurückkehrt. Und nun berichtet ihm der Knabe sein Erlebnis mit der fremden Frau, und er erzählt dem aufmerksam lauschenden Manne wortgetreu das Zwiegespräch, das auf der Wiese stattgefunden.

„Was mag das nur für eine Frau gewesen sein?“ fragt der Kleine am Ende seines Berichtes.

Bernd zuckt mit den Achseln. „Weiß ich's? Vielleicht eine Händlerin, wie sie oft von Dorf zu Dorf ziehen.“

Der Knabe ist beruhigt über die Antwort, nicht aber Bernd. In seinem Innern wogt es von Empfindungen und Ahnungen. Und wer könnte nach dem Gespräch des Knaben es anders gewesen sein als die Dora, seine geschiedene Frau! Niemand anders kann ja solch ein Interesse an dem Lindenhof und seinen Bewohnern gehabt haben. Er ist froh, daß die Frau nicht nach dem Hofe gekommen ist. Der alte Theodor, der schon damals bei ihm diente, hätte sie sicher wiedererkannt, und es hätte nur einen neuen Skandal gegeben.

Da wird die Türe heftig aufgerissen, und der Kleinknecht tritt mit verstörtem Gesicht ins Zimmer.

„Herr, am Fichtenwäldchen, nahe bei der Chaussee, liegt eine Frauensperson. Sie scheint schwer krank zu sein.“

Mit weitgeöffneten Augen stiert Bernd den Sprecher an. „Was du nur sprichst. Vielleicht ist's eine betrunkene Landstreicherin. — Aber ich will mal selbst hinabgehen. Du und ihr andern versorgt die Pferde. Und ist die Person wirklich krank, dann muß sie ins Krankenhaus gebracht werden.“

Beide verlassen das Zimmer, der Knecht, um nach den Stallungen zu gehen, Bernd aber tritt in den dunkelnden Abend hinaus und lenkt seine Schritte der bezeichneten Stelle zu. Bald hat er das Wäldchen erreicht. Am Boden liegt eine sterbende Frau.

„Sind Sie krank, Frau?“ fragt er mit bebender Stimme.

„O Bernd, du bist's,“ antworten ihm todesmatte, heifere Worte. „Gut, daß du gekommen bist. Ich kam hierher — unser Kind zu sehen — und dich — den Knaben sah ich — nun bist du auch hier. — Ich muß nun sterben — begrabt mich hier — du aber vergib mir alles Leid — das ich dir bereitet habe.“ — Ein Hustenanfall droht die Sprechende zu ersticken.

Dem am Boden knienden Mann wird's warm und kalt. Diese sieche Gestalt mit den Zeichen des Todes auf allen Zügen, das ist seine blühende, kraftstrotzende Dora von ehedem.

„Bist du es denn wirklich, Dora?“ fragt er, nachdem der Hustenanfall vorüber ist.

„Ja,“ lispelt die Stimme, „ich bin's. — Kannst du mir verzeihen?“

Einen Augenblick schweigt er. All sein Leid und Weh tritt ihm wieder vor die Seele. Er fühlt, wie eine glühendheiße Hand nach seiner Rechten sucht, und tonlos, schmerzdurchzittert gibt er die Antwort: „Ja, ich verzeihe dir. Möge dir auch Gott im Himmel verzeihen!“

„Dank, Dank, Bernd, o . . .“ Wieder ein Hustenanfall. Bernd schiebt seinen Arm unter das Haupt der Frau, da fühlt er etwas Nasses, Warmes über seine Hand fließen — Blut. — Ein dumpfer Laut, und schwer sinkt der Kopf zurück. — Die Seele der Frau steht vor ihrem göttlichen Richter.

Bernd läßt leise das Haupt der Toten auf den Boden zurückgleiten. Da kniet er regungslos an der Leiche der Unglücklichen. Er kann's nicht hindern, daß Tränen seine rauhen Wangen nesen. Dann geht er langsam und sinnend nach dem Hofe zurück.

„Die Frau ist bereits tot,“ spricht er anscheinend gleichgültig, gewaltsam seine innere Erregung verbergend. „Einer muß ins Dorf gehen und sofort Anzeige machen, damit sie ins Leichenhaus geholt wird.“ Dann geht er in seine Kammer, um sich seinen Gedanken zu überlassen. —

Am anderen Morgen ging Bernd selbst hinab ins Dorf, um die gemachte Anzeige durch seine Aussage zu ergänzen. Aus einigen Papieren, die die Tote bei sich hatte, ging hervor, daß sie vor dem Geseß die Gattin Scheders war. Da der damalige Wirt des Sternkruges längst verzozen war, konnte sie keinem der Dorfbewohner unter diesem Namen bekannt sein. Wie eine Fremde, ohne Leichengefolge, wurde sie auf dem Friedhose des Dorfes zur Ruhe gebettet. Der protestantische Pfarrer der Stadt war herübergekommen, um ihr die Leichenrede zu halten.

So hatte diese gemischte Ehe ihr Ende gefunden.

Nach etwa Jahresfrist führte Bernd eine neue Bäuerin auf den Lindenhof, ein braves, katholisches Mädchen aus der Nachbarschaft. Und mit ihr zog wieder tiefe Religiosität ein, wie sie früher geherrscht hatte, aber auch Freude und Glück.

Vergessen — vergeben.

